

Nr. 284. **Bromberg, den 12. Dezember** **1933**

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

Das Barometer fällt. Sturmwarnung über Sturmwarnung vom Leuchtturm. Das wird ein Wetter geben. Feuer unter die Kessel, ihr Hunde! Der alte Solmsen ist wie der Teufel, er jagt durchs Schiff. Alles klar?! Das Schiff hebt sich schon von den Ankerketten, noch schwer, noch langsam, aber die See geht schon hohl. Schwerer Sturm im Anzug. Noch wenige Stunden, dann ist die Hölle da.

Feuer unter die Kessel! Haltet alles klar! Was wollte ich noch . . .? Richtig, das wollte ich . . .!

Der alte Solmsen geht zur Kajüte. Wer ihn kommen sieht, macht, daß er ihm aus dem Weg kommt. Er reißt die Kajütentür auf. In der Kajüte ist seine Frau.

„Ich muß sowieso ein Boot noch an Land schicken . . ." fängt er an, „einige Papiere sind noch an Land. Ich brauch' den Peleikis. Ich kann hier in Deutschland keinen Steuermann pressen. Du kannst das anders machen. Red nicht. Ich weiß Bescheid. Also du bringst ihn." Er geht wieder an Deck, reißt schon die Kajütentür auf: „Mach dich fertig. Du bringst ihn. Drei Stunden Zeit Höchstens. Dann müssen wir in See..." Er ist draußen. Er brüllt in den schon stärker aufwabbernden Sturm: „Klar mein Boot!"

Die Frau macht sich fertig. Sie denkt: Gut, ich bringe ihn dir. Aber du weißt nicht ganz, was du von mir verlangst. Du weißt nicht, wen du an Bord nimmst. Sie ist ganz eifrig. Nun nimmt er sich... er weiß nicht, wen er sich da an Bord nimmt.

Das Boot ist fertig. Drei Stunden Zeit. „Wir sind früher zurück..." nickt die Frau und lächelt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Christup läuft durchs Dorf, taumelt durchs Dorf. Er ist wie betrunken. Leute kommen vorbei: „Guten Tag, Peleikis!" Er gibt keine Antwort. Er kennt keinen. Die Leute drehen sich nach ihm um: Was ist mit dem...?

Mit einemmal ist der Christup auf einem Weg, der in den Wald abbiegt, nach der See geht. Was will er im Walde, auf dem Weg nach der See? Was hab' ich da noch zu suchen? Ich bin ein Lump, aber ein solcher bin ich nicht, daß ich noch an das Weib denke, nachdem das alles gewesen ist. Nein, das ist nun alles vorbei. Aber jetzt bin ich wieder stark. Jetzt kann ich auch an den Seestrand und sehen, wie das Schiff abfährt. Ja, das werde ich sehen, wie das Schiff abfährt, so werde ich büßen...

Er geht den Weg zum Strande, durch den Wald.

Wie er an einer Biegung ist, steht die Kapitänsfrau vor ihm.

Sie sagt den Matrosen, die mit ihr sind, noch ein paar Worte: „Geht nun ins Dorf und beeilt euch, denn es ist bald Zeit." Die Matrosen gehen, sie wartet noch eine Weile bis sie verschwunden sind. Dann steht sie vor dem Christup, nimmt seine Hände, nimmt einfach seine Hände: „Bist mir nun schon entgegengekommen, Christoph."

Nein, er ist ihr nicht entgegengekommen. Er will nichts mehr von ihr wissen. Er wird ihr das jetzt sagen, grade heraus, denn alles Herumgerede hat doch keinen Zweck.

Sie sieht ihn an: „Bist mir entgegengekommen. Das ist schön. Das freut mich."

Er sagt heiser: „Um Abschied zu nehmen."

„Ja, um Abschied zu nehmen . . ." nickt sie, „in drei Stunden geht das Boot und das Schiff. Drei Stunden, das ist eine lange Zeit. Da können wir beide schon Abschied nehmen . . ." Sie schließt die Augen. Sie lehnt schon wieder wie in demütigem, wollüstigem Vergessen den Kopf zurück. Der Brand schlägt in ihn. Alles ist vergessen. In ihm ist nur noch die Glut.

„Und wohin gehen wir Abschied nehmen, Christoph? Wohin? Sie... müssen schon führen... Sie müssen schon führen, Christoph . . ."

„Zur Hochdüne... wollen wir gehen... da rüber..." sagt der Christup und wendet den Blick ab.

„Gehen wir zur Hochdüne, wohin Sie wollen, Herr Peleikis... wohin du willst, Christoph..." Sie tritt zurück, schlägt die Hände vor das Gesicht. Der Christup zittert. Deutlicher kann ja ein Weib nicht sein.

Sie gehen. Er will den Arm um sie legen, um seinen Besitz. „Noch nicht, Christoph, noch nicht... Nur noch ein paar Schritte... Wir sind ja gleich... in der Einsamkeit..."

Nur noch ein paar Schritte bis zu ihr. Komm, diese paar Schritte. Sie gehen durch den weichen Sand.

Sie gehen. Ihre Schritte sind lautlos. Schritte sind lautlos in diesem weichen Sand. Sie hören nicht ein Laufen hinter ihnen. Aber plötzlich ist es da. Sie drehen sich um, wie erschreckt. Der Dow steht da.

Er lacht übers ganze Gesicht. Das ist rot vom Laufen. Er keucht. Er geht auf die Dame zu, gibt ihr die Hand, macht eine tiefe Verbeugung. Ja, das kann der Dow, da lachen die Leute immer, wie tief er seine Verbeugungen macht. Dann schnappt er nach Luft, fährt sich über das Haar und freut sich: „Vater, so hab' ich dich **doch** gefunden. Du gehst nach der See. Der Dampfer wird gleich rausgehen. Ich komme mit, zusehen, ja, Vater . . ."

Muß jetzt der Dow kommen, grade jetzt. Der Christup ist längst von Sinnen. Eine tiefe Falte bekommt er zwischen den Brauen. Der Junge kennt das Zeichen. Was hat er getan? Was ist mit dem Vater? Er sieht wie um Hilfe nach der Frau. Die sieht fort.

„Darf — ich — nicht — mit . . .?" fragt der Dow.

„Scher dich nach Haus . . ." fährt der Vater ihn an, „scher dich nach Haus."

Was ist das? Was hab' ich denn getan? Der Dow steht noch . . . Da hebt der Vater die Faust. Er will ihn schlagen. Er hebt nach dem Dow die Faust.

Ich geh' ja schon. Ich geh' ja schon... wieder nach Haus. Ich wußte nicht, daß ich dich kränken würde. Die Tränen rollen ihm über die Backen. Was hat er getan, daß der Vater ihn schlagen will...? Er wendet sich ab. Er läuft schon den Weg zurück...

Er läuft. Er jagt. Was hab' ich getan, daß der Vater mich schlagen will ...?

Die beiden aber gehen weiter. Wir gehen nach der Hochdüne zu, denkt der Christup. Nur noch ein paar Schritte. Da ist kein Mensch. Da bin ich allein mit dem Weib. Deutlicher als sie vorhin war, kann kein Weib sein. Nur noch ein paar Schritte.

Du hast den Dow von dir gejagt, Christup Peleikis. Du hast deinen Schutzengel wie einen Hund von dir gejagt.

*

Die Düne glänzt fahl im harten Sturmlicht. Die schweren Sturmböen kommen und jagen fauchend über den Kamm des Gespenstergebirges. Das reißt den Sand hoch, in Schwaden. Das ist wie ein ungeheurer, riesiger Dampf.

Nur noch ein paar Schritte. Dort ist kein Mensch. Sie schreiten dem Dampf zu.

Sie stapfen schwer vorwärts durch den Sand. Sie kommen näher. Dort wird es sein. Wir werden Abschied nehmen. Der Sturm jagt über die Düne. Das ist ein Dampfen und Fauchen und Brausen. Die Luft ist düster vom hochgewirbelten Sand.

Hier, dies kleine gelbe Sandtal. Hier sind wir geborgen. Dies kleine Sandtal zwischen den riesigen gelben Bergen. Komm, Weib. Nur der Himmel ist über uns. Die Düne ist weich. Dies ist unser Bett.

„Komm ..." Er packt nach ihr. Er will sie packen. Sie läuft ihm fort. Nach dem Berg zu. Sie lacht, bleibt stehen: „Komm doch, Christoph. Sieh mal, was das hier ist ..."

„Sandfratzen. Laß die Sandfratzen. Komm, hier ist unser Bett."

Das Weib läuft weiter, keucht den Berg hinauf, lacht: „Ich will doch sagen können ... ich bin auf eurer Hochdüne gewesen ..." Sie läuft, sie steigt in den Dampf, in das Fauchen, in das Jagen des Sandes hinein.

Komm ... die Zeit vergeht ... In zwei Stunden geht das Boot wieder zurück zum Dampfer ...

Jetzt ist die Frau auf dem Kamm der Hochdüne. Der Sturm jagt. Sie winkt: „Komm doch, Christoph, mich zu halten. Der Sturm fegt mich sonst hinunter." Der Christup ist jetzt auch auf dem Berg, warum läuft sie mir fort, warum läuft sie mir fort, warum läßt sie die Zeit verstreichen? Sie lehnt sich an ihn: „Halte mich, Christoph ..."

Komm doch, so komm ...

„Aber schön ist das hier. Dort unten, sieh, Christoph, liegt unser Schiff. Das ist wirklich ein herrlicher Ausblick, Christoph ..."

Der Sturm heult und jagt. Das faucht. Die Düne brüllt. Das wird mit jedem Augenblick schlimmer und schlimmer. „Komm, dort unten ist unser Bett ..."

„Dort auf dem Schiff ist mein Bett, Christoph. Komm aufs Schiff, dort ist mein Bett, Christoph ..."

Was sagt sie jetzt? Der Christup hat keinen klaren Verstand mehr. Aber an Bord geht er nicht, nein, geht er nicht. Aber du hast mich hierhergebracht. Nun ist es zu spät. Nun kannst du mich nicht vollends wahnsinnig machen. Du hast mich hierhergebracht, und du bist nur ein Weib. Ich aber bin ein Mann und stärker als du. Du hast dich mir versprochen, nun halte das. Nun mußt du das halten, denn ich bin stärker als du.

*

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kapitän vom „Negus" verwünscht Himmel und Hölle und jagt an Deck herum. Das wird jeden Augenblick schlimmer und schlimmer. Die See ist schon grob, daß es so schnell heraufkommen würde, hat kein Mensch gedacht. Das Boot muß zurück. Sie müssen auf See. Erst eine Stunde, aber sie können nicht länger warten. Das Boot muß zurück: „Gebt Signal. Dem Boot. Es soll zurückkommen. Gebt Signal."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hat sie gepackt. Er hält sie in seinen Armen.

„Christoph ..."

Er hört nicht. Er hält sie. Er steigt mit ihr den Kamm der Düne hinunter.

„Christoph ...!" Sie schlägt ihn mit Fäusten gegen die Brust. „Christoph ..."

„Was ...?"

„Sieh doch dort ... drüben ... Signal ... Das Boot muß zurück. Ich muß an Bord, Christoph ..."

Ja, richtig ... weißer Dampf über dem Schiff. Das wirft sich hoch. Jetzt hallt es mit Heulen zu ihnen herüber, das ist wie ein dumpfer Schlag ... Signal ... Das Boot muß zurück.

Ja, richtig... er steht und sieht... richtig... Signal...

„Komm, Christoph..." Er weiß gar nicht, daß er die Frau losgelassen hat. Die Frau läuft schon vor ihm die Düne hinunter.

„Wohin ...?"

„An Bord, Christoph, komm mit ..."

Er ist neben ihr. Nun geht sie. Nun geht sie. Er bleibt zurück. Und ich muß das Weib besitzen. Ich muß es besitzen, und wenn es um meine Seligkeit ginge.

Er weiß nicht mehr, was er tut. Sie laufen den Berg hinunter. Er sieht sich einmal um, er sieht was, ohne zu sehen, was da ist, das Dorf, die Häuser, das Haff ... Ich muß sie besitzen, ich bin ihr verfallen.

Sie laufen. Das Schiff draußen wirft schon wieder den weißen Dampf hoch. Sie laufen.

Sie sind am Seestrand. Das Boot ist schon fertig zur Abfahrt. Nur noch die Kapitänsfrau. Da kommt sie. Da bringt sie ja auch den neuen Steuermann ...

Rasch ins Boot. Schon wieder Signal vom Schiff. Sie fahren. Sie fahren. Der Christup sitzt im Boot neben der Frau.

Kehrst du dich gar nicht um nach deiner Heimat, Christup Peleikis? Er kehrt sich nicht um. Weißt du, was du tust, Christup Peleikis? Er weiß es nicht. Hörst du nicht den alten Mik rufen, der ahnte, daß es so kommen würde? Er kam zum Strande. Nun ist er zu spät gekommen. Der Christup hört ihn nicht.

Sie fahren mit ihm. Sie fahren mit ihm. Er sitzt im Boot. Er ist müde. Er denkt: Ich bin müde, nur müde. Wie ist das nun so alles gekommen? Es ist so gekommen. Es ist mein Schicksal ...

*

Der Dawid läuft gut. Der Dawid ist der beste Läufer im Dorf. Kein anderer hat was neben ihm zu bestellen.

Der Dawid läuft gut, das weiß jedes Kind im Dorf. Da hat der Kunstmaler Mollenmeister, der hier in jedem Jahr nach der Nehrung zum Malen herauskommt, ein sportbegeisterter Mann, immer große Wettkämpfe veranstaltet. Dazu hat er hübsche Preise ausgesetzt, das war dann ein Tag. Die Fischer segelten mit ihren Keutelkähnen eine Regatta. Dann kam das Laufen.

Einhundert Meter. Der Dow flog die Einhundertmeterstrecke hinunter wie ein Ball und machte den Preis.

Vierhundert Meter. Der Dow jagte die vierhundert Meter, zeigte den andern die Hacken und machte den Preis.

„Nun werde ich auch noch um die Meile laufen, Vater ..." stand der Junge mit seinen blitzenden Augen vor seinem Vater.

„Es wird dir zuviel werden ..." warnte der, aber diese Warnung war mehr ein Auffordern und Anfeuern. Auch Christups Augen leuchteten. Er war stolz auf den Jungen.

Der Dow trat auch zum Start um die Meile an. Er war blaß vor Erregung. Denn diesmal waren auch Größere und Ältere im Rennen. Es war ein wertvoller Preis. Ihm aber ging es nicht um den Preis. Nur um die Ehre. Was heißt Ehre. Nur um den Sieg vor den Augen des Vaters.

Das Laufgelände war in der Haffschälung. Halbe Meile hin, um die Wendemarke, halbe Meile zurück. Der Dow stand am Start unter den andern, mit gesenktem Kopf, wartete mit klopfendem Herzen auf den Startschuß. Der Herr Mollenmeister stellte sich schon auf mit der Pistole.

Da hörte er, wie der Maler halblaut zum Vater sagte: „Ich bin jetzt neugierig auf den Jungen. Er scheint enorme Anlagen zum Sport, zum Laufen zu haben. Schade, daß hier niemand was davon versteht."

„Nichts versteht ist gut..." lachte der Vater, „ich war bei des Kaisers Matrosen und soll nichts von Sport verstehen. Ich bin manche Meile gegen Engländer gelaufen, und ich glaube sagen zu können, auch nicht ganz schlecht, Herr Mollenmeister." Der Christup trat noch einmal zum Dow heran: „Ruhig, Junge, ganz ruhig mußt du laufen. Gut und ruhig Luft holen. Durchhalten und am Ende die Zähne zusammenbeißen. Mit letzter Kraft an die Spitze ge-

setzt. Dow, auf das Ende kommt es an. Wer da den stärkeren Willen hat. Denn da läuft nicht mehr der Mensch, da bringt das tapfere Herz die Entscheidung. Ruhig, Dow ..."

„Ja, Vater . . ."

Der Startschuß fiel. Sie fingen an zu laufen. Du lieber Himmel, wo blieb da der Dow, der blieb weit zurück. Aber ruhig, hatte der Vater gesagt. Ruhig, Dow, und durchhalten. Die Tränen wollten ihm kommen, es würgte ihn. Er wollte sich hinwerfen, aufgeben, weinen. Aber ruhig, durchhalten, hatte der Vater gesagt.

Der Dow lief und lief. Sie waren noch nicht an der Wendemarke, da hatte er schon die letzten wieder erreicht. Ruhig, Dow, in sein Herz kam wieder Glück. Ruhig, ja, der Vater, der weiß, wie es gemacht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Weihnachtsfeier in Brasilien.

Erzählung von H. de Parry.

Unsere kleine Karawane befand sich im Gebiete des Amazonenstromes. Langsam, von der Tageshitze ermattet, trabten unsere Maultiere vorwärts. Unbarmherzig brannte die Sonne auf das Dach unseres Wagens und schuf im Innern eine höllische Glut. Jeder der Insassen hatte nur den einen Wunsch: Sobald wie möglich in den kühlen Schatten der Urwaldbäume kommen!

„Nun, mon cher Harry, bei euch daheim sieht es sicher weihnachtlicher aus, nicht wahr?"

Ich war vor Erschöpfung ein wenig eingeschlummert. Die Stimme meines europäischen Freundes klang wie aus weiter Ferne. Schläfrig hob ich etwas die Lider: „Das erste Jahr, das ich fern der Heimat verlebe. Bei uns meint es Frau Sonne nicht mehr so gut — sie muß vor dem Eiskönig das Feld räumen."

Die kurze Unterhaltung verstummte wieder. Mit trockener Zunge und brennendem Gaumen läßt sich ein Gespräch nicht in Fluß bringen. Minuten vergingen — da stand der Karren mit einem Ruck.

Wir stürzten aus dem Wagen. Ein Zugtier war vor Erschöpfung auf den sumpfigen Urwaldboden gesunken. Die Zunge hing weit aus dem Maule.

„Wasser — Wasser! Es nützt nichts, Harry — wir müssen den Urwald im Umkreis durchstreifen und nach einer Quelle suchen. Wir kommen sonst nicht weiter. Menschen wie Tiere sind dem Verdursten nahe."

Es war wirklich kein Vergnügen, den dichten Urwald nach Wasser abzusuchen. Aber die Verzweiflung trieb uns schließlich dazu. Mein Freund und ich hielten uns zusammen; denn im brasilianischen Urwald wären wir nicht die ersten, die für immer darin verschwänden. Die Kulis zogen gen Süden.

Wir vermochten uns kaum mehr auf den Füßen zu halten. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich in den Schatten der Riesenbäume, um den müden Gliedern die erforderliche Ruhe zu geben. Aber der sich stetig steigernde Durst trieb uns immer wieder weiter.

Ich stolperte mehrmals und stürzte auch einmal so heftig zu Boden, daß ich den Tag zu verwünschen begann, der mich in den brasilianischen Urwald gelockt. „Ich kann nicht mehr weiter, Charles", lallte ich, mich an einen Baumstamm lehnend. „Es ist ein Unsinn, weiter in das Dickicht vorzudringen. Wasser finden wir doch nicht . . ."

„Doch — Wasser müssen wir finden — werden's auch, Harry. Hier im Amazonengebiet sind Quellen nicht so selten, wie du denkst."

Wieder bahnten wir uns den Weg durch den dichter werdenden Urwald. Kletteraffen kreischten im Gezweig der Mangroven. Kakadus flatterten um uns und schienen sich über die beiden Wanderer lustig zu machen.

Wir ließen uns, die Aussichtslosigkeit unseres Unternehmens einsehend, auf dem bemoosten Waldboden nieder und verfielen sofort in einen Halbschlummer, in dem uns die Fata morgana eine Quelle mit kristallklarem Wasser vorgaukelte.

Plötzlich spürte ich etwas Kühles an meinem Halse. Im Halbschlaf öffnete ich den Mund, weil ich wähnte, mein Freund hielte mir einen erquickenden Trunk an die Lippen. Da schnappte ich — rang nach Luft — wollte schreien — grenzenlose Angst ließ mich erwachen . . . Lähmendes Entsetzen jagte mir den Rücken hinunter — um meinen Hals hatte sich — eine Kobra geschlungen! Ich gab mich verloren. Wenn das ekelhafte Tier nicht die Giftzähne in meinen Nacken senkte, würde es mich erdrosseln. Schon fühlte ich meine Sinne schwinden . . .

„Nicht rühren — Harry — — um Himmels willen nicht rühren — — — sonst ist es um dich geschehen . . ." raunte mir mein Freund zu, mit angsterfüllten Augen jede Bewegung des Reptils verfolgend. Im Geiste nahm ich Abschied von der alten Heimat — sah den Christbaum noch einmal leuchten — mein armes Weib mit meinem kleinen Jungen darunter stehen, in stiller Andacht meiner gedenkend. Das Herz wollte mir brechen vor namenlosem Weh . . .

Da krachte ein Schuß. Gleich darauf löste sich die Schlinge von meinem Halse. Ich sank in die Arme meines Retters, der mit wohlgezieltem Schuß den Kopf von dem langen Schlangenleib getrennt hatte. — — —

Längst waren wir zu unseren Leuten zurückgekehrt, die inzwischen eine Quelle unweit unseres Aufenthaltsortes entdeckt hatten. Die Tiere wurden getränkt, Wasserschläuche gefüllt, und weiter ging es, unserer Station entgegen.

Ohne jeden Zwischenfall wurde sie endlich erreicht. Den erschöpften Zugtieren, die seit dem frühen Morgen in der Sonnenglut unterwegs waren, gönnten wir die notwendige Ruhe; auch wir, Charles, der Naturforscher, und ich, suchten unser Lager in der gemeinsamen Blockhütte auf; denn für den morgigen Tag, den 24. Dezember, hatten wir vereinbart, im engen Kreise das hier nicht übliche Christfest zu begehen.

Gestärkt und von neuen Hoffnungen beseelt erwachten wir am andern Morgen. Wir besorgten eine schlanke Palme — denn Tannen gibt es in den Tropen nicht — und stellten sie, nachdem wir den unteren, blattlosen Teil entfernt hatten, mitten in unsere „Stube". Charles ritt dann zur nächsten Poststation, um Nachfrage zu halten, ob für uns aus der Heimat etwas eingetroffen sei. Mit strahlender Miene kam er nachmittags — denn die Poststation war fast acht Reitstunden von der unserigen entfernt — zurück und überreichte mir nebst einigen Briefen ein riesiges Paket. „Von deiner Frau!" rief er.

In freudiger Erregung öffnete ich das Paket und packte die vielen schönen Sachen aus, darunter herrlichen Behang für unseren „Christbaum" — Lametta, Glimmerwatte, goldene Sternchen und lange Ketten aus buntem Papier.

Freilich, die Palme zeigte sich ob des ungewohnten Schmuckes recht widerspenstig. Immer wieder warf sie die „Hexentreppen", wie mein Bube und viele andere in der Heimat die langen Treppen aus Papier getauft haben, von sich ab und war durchaus nicht mit ihrem neuen Kleide einverstanden. Wie schmiegsam ist dagegen die deutsche Tanne! Geduldig läßt sie alles über sich ergehen. Aber — wie sie drüben, so ist hier die Palme der einzige Baum, der einige Zeit „trocken" zu stehen vermag.

Um sechs Uhr abends — nach unserer Zeit! — versammelten sich die Festteilnehmer, außer uns noch einige europäische Siedler mit ihren Familien, um den „Weihnachtsbaum", der in seltenem, ungewöhnlichem Schmuck, mit Feenhaar, Silberborde, Eiswatte und Glimmerpapier beladen, prangte. Einige Lichter vervollständigten das weihnachtliche Bild. Die Kulis umstanden mit staunenden Augen und offenem Munde die Szenerie. Wahrscheinlich nahmen sie an, daß hier die Weißen eine heilige Handlung vollzogen, wobei die geschmückte Palme als Idol diente.

Die Sonnenstrahlen verfingen sich in dem wunderlichen Geschmeide. Glitzernd und gleißend überrannen sie die erhabene Palme. Bewegten Herzens blickte ich auf und dankte dem Himmel in dieser geweihten Stunde nochmals für meine wunderbare Rettung. Da erscholl, erst leise, dann immer lauter aus der Gruppe der Siedler das deutsche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Eine Schachtel Zigaretten.

Humoreske von Christian Hansen.

Kennen Sie die Fähre zwischen Gjedser und Warnemünde? Man muß sie benützen, wenn man von Dänemark nach Deutschland will. Im Sommer ist die Fahrt über die Ostsee sehr schön, im Winter hingegen reden wir lieber nicht darüber. Ich hatte in Kopenhagen zu tun gehabt und war auf dem Wege heimwärts. Als ich den ersten Schritt auf die Fähre setzte, blieb mein Blick auf einer weiblichen Gestalt haften. Sie war in einen Regenmantel gehüllt und stieg die Treppe hinunter, die zum Dampferrestaurant führte. Einen Augenblick zögerte ich, dann ging ich hinterher. Vor zwei Jahrzehnten, als wir noch Kinder waren, hätte man das in die damalige unvermeidliche Schlagerform gekleidet „Man steigt nach".

Unten bestellte ich einen Rumgrog, vermischte ihn mit Arrak, um die frierenden Glieder aufzustrammen, und sah zu meiner lebhaften Freude, daß die reizende junge Dame nirgends Platz fand, so daß sie gezwungen war, sich an meinen Tisch zu setzen.

„Sie gestatten?" lächelte sie.

„Herzlich gerne!" lächelte ich ebenso zurück.

Ein Weilchen rührte das niedliche Wesen stumm in der Kaffeetasse und ich in meinem Grogglas. Ich dachte über meine Kopenhagener Erlebnisse nach. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Ich hatte mich etwas verspätet und sollte schon längst in Hamburg sein, aber da bat mich seinerzeit eine Freundin meiner Frau, die in Italien wohnt, gelegentlich aus Dänemark einen netten Pelzmantel mitzubringen, und nachdem ich so ein Dutzend Fachgeschäfte dieser Art in Kopenhagen abgeklappert hatte, trieb ich endlich ein wahres Prachtexemplar von Pelzmantel auf. Er bestand aus ganz kleinen, wertvollen Tierfellen, die kunstvoll zu einem großen Ganzen zusammengefügt waren, und wog im übrigen nicht allzu schwer, so daß ich ihn ohne jede Schwierigkeit in meinem großen Koffer unterbringen konnte.

Eine Viertelstunde später war ich mit meinem entzückenden Gegenüber in ein freundliches Geplauder vertieft. Die Dame nahm dankend einen Kognak an, den ich ausgab, und dann erzählte ich ihr auch von meinem Pelzmantelkauf in Kopenhagen.

„Eiwei", sagte sie, „der wird aber Zoll kosten!"

„Zoll?" Ich riß entsetzt die Augen auf. An Zoll hatte ich nicht im Traume gedacht, weil der Mantel ja eigentlich nach Italien weiter sollte und nicht zur Verwendung in Deutschland bestimmt war. Aber die Dame hatte recht. Wer glaubte einem das? Der Zollbeamte würde fragen, weshalb ich ihn denn nicht als Paket nach Italien geschickt hätte. Eine dumme Sache!

„Himmel!" rief die junge Dame plötzlich aus.

Ich fuhr erschrocken zusammen. „Was gibt's denn?"

„Ich habe ganz vergessen, daß ich eine Hunderter-Schachtel dänischer Zigaretten in meinem Handkoffer habe, die für Papa zu Hause bestimmt ist!" rief die Dame und suchte nervös ihren Kofferschlüssel. „Glauben Sie, daß ich sie durchkriege, ohne Zoll bezahlen zu müssen?"

„Das — ich — das glaube ich nicht", antwortete ich zögernd.

„Ja, was machen wir denn da?" meinte die Dame sinnend. „Ich hab's!" schrie sie plötzlich glückselig, „ich hab's! Ein Dienst ist des anderen wert. Sie nehmen meine Zigaretten und verstecken sie in Ihrem Mantel, und ich stecke meinen Regenmantel in den Koffer und ziehe Ihren Kopenhagener Pelzmantel an. Dann brauchen wir beide keinen Zoll zu bezahlen. Abgemacht?"

„Abgemacht!" sagte ich und drückte ihr herzlich beide Hände.

Als wir in Warnemünde von Bord gingen, entwickelte sich die Geschichte glatt. Wir stiegen beide in den D-Zug nach Hamburg um, der an der Fähre wartete, und alles war in denkbar bester Butter. Der Zollbeamte hatte selbstredend nicht die Bohne gemerkt. Nun kam der Fahrkartenkontrolleur, knipste, dann fuhr die Maschine an, und wir dampften los.

Erleichtert atmete ich auf. Es war alles gutgegangen. Na, da konnte man ja zufrieden sein! Ich versuchte nachzurechnen: Einen tüchtigen Batzen Geld mußte ich an Zoll gespart haben, aber da ich den Zollsatz nicht genau kannte, blieb die Rechnung nebelhaft. Natürlich konnten wir jetzt, mitten während der Fahrt, wo noch andere Reisende im D-Zug-Abteil saßen, nicht unsere Sachen tauschen; damit mußten wir bis Hamburg warten. Hinter Lübeck setzten wir uns in den Speisewagen und tranken eine halbe Flasche Mosel auf den gelungenen „Fischzug". Ja, ja, der Mensch muß nur Verstand entwickeln, dann kommt er schon weiter im Leben! Entzückend sah übrigens das Mädel in dem geliehenen Pelzmantel aus.

Mit unheimlichem Gepolter ratterte der Zug über ein Weichengewirr, ein Schild flitzte vorüber, „Wandsbek". Donnerwetter, da mußte ja gleich Hamburg kommen! Wir gingen in unser Abteil zurück und packten so langsam unsere Sachen.

„Tauschen wollen wir vorsichtshalber erst im Bahnhofsrestaurant!" flüsterte mir die junge Dame ins Ohr.

Ich nicke freudig bejahend zurück. Natürlich. Ehrensache, daß alles diskret abgewickelt wurde!

In der Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofs sah ich, daß die junge Dame, die immer noch meinen Pelzmantel anhatte, mit großen Schritten davoneilte, geradewegs auf den Taxistand an der Kirchenallee los.

„Hallo", rief ich ihr nach, „mein Pelz!"

„Ihr Pelz?" sagte sie und zog wie erstaunt die Stirnfalten hoch, „haben Sie einen Pelzmantel gehabt?"

„Ja, gewiß", sagte ich, „das wissen Sie doch!"

„Und wo ist der Beweis dafür?" fragte sie.

„Was für ein Beweis denn?"

„Nun, z. B. die Zollbescheinigung aus Warnemünde!" flötete sie sanft.

Einen Augenblick war ich starr. Dann fuhr ich sie an: „Mit mir können Sie solchen Unsinn nicht machen, mein liebes Fräulein. Sie müßten für Ihre Zigaretten ja selber Strafe zahlen."

„Ja, aber nur fünfzig Mark", erwiderte sie schlagfertig, „Sie müssen für Ihren Pelzmantel beinahe tausend bezahlen! Haben Sie Lust dazu?"

Ich kam gar nicht dazu, Antwort zu geben, denn die Dame hatte bereits den Taxistand erreicht, stieg in einen Wagen, rief mir noch in Bezug auf die Zigaretten „Guten Appetit" zu — und ich stand im nächsten Augenblick mit offenem Munde allein auf dem Bahnhof.

Seitdem sehe ich erstens ungern die grünen Uniformen der Zollbeamten und halte es zweitens mit dem Sprichwort „Ehrlich währt am längsten". Besser ist besser.



Möbel, die nur ein Pfund wiegen.

Die Möbelfirmen, die die Filmateliers in Hollywood beliefern, pflegen recht gute Geschäfte zu machen. Die Amerikaner lieben es, besonders in Groteskfilmen, wenn der starke Held mit einem Faustschlag Tische und Stühle zertrümmert, wenn er ein paar Stühle durch die Luft schleudert, als handele es sich um Gummibälle, wenn in wilden Verfolgungsszenen Schränke und Bettstellen krachend zusammenbrechen. Natürlich kann man den Schauspielern nicht zumuten, mit richtigen, schweren Möbelstücken in dieser Weise umzugehen, dabei würden sie selbst wohl mehr Verletzungen davontragen als die mißhandelten Möbel. Eine Firma ist daher auf die Idee gekommen, Tische und Stühle, die im Film der sicheren Zerstörung preisgegeben sind, aus einem Material herzustellen, das sich durch sein geringes Gewicht und durch große Billigkeit auszeichnet. Sie verwendet das Mark der Juccapflanzen, seltener Gewächse, die im Süden der Vereinigten Staaten vorkommen. Besondere Expeditionen werden ausgesandt, um dieses Material zu gewinnen. Ein aus Juccamark gefertigter Stuhl wiegt z. B. nur etwa ein halbes Pfund, ein Tisch zwei bis drei Pfund. Natürlich darf man diesen Möbeln keine Belastung zumuten, sie sind lediglich dazu da, von zornigen Filmhelden zertrümmert zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.